



Schwarzer Protest in Soweto: „Wir müssen unsere Gefühle im Kampf ausdrücken“

„Wir werden nie mehr ruhig sein“

SPIEGEL-Reporter Peter Schille über die schwarzen Widerstandskämpfer in Südafrika

Wo kommst du her? Was hast du im Gefängnis ausgestanden? Kämpfst du weiter? Wofür kämpfst du?

Paul Nkosi, der weder Paul noch Nkosi heißt, lacht mit starken weißen Zähnen. Er ist 20, und sein Kriegenname fällt ihm erst ein, als er sich unter eine staubgraue Akazie im Johannesburg Zoo hockt. Er verbirgt sich vor der Polizei, aber für eine Stunde fühlt er sich hier sicher vor der Willkür des Ausnahmerechts.

Paul Nkosi ist ein Zulu. Nkosi ist ein Hauptwort der Zulusprache, es bedeutet Gott. Vor zwei Tagen hat ihn die Sicherheitspolizei aus dem Modder-Bee-Gefängnis entlassen: ohne Begründung. Ohne Begründung war er am 21. Juli festgenommen worden. Nun glaubt er wohl, wer Haft, Verhöre und Foltern überlebt hat, muß stark wie ein Gott sein.

Brauner Pullover, hellbraune Hose, abgelatschte Turnschuhe, die schmierige Kappe tief über die schimmernden Augen gezogen, Kräuselbart auf Oberlippe und Kinn: das Bild eines Dutzend-schwarzen?

Paul Nkosi ist einer der Wortführer der verbotenen Studentenorganisation Cosas. Er wuchs in der schwarzen Stadt Tembisa am East Witwatersrand auf. Der Vater arbeitet in einer Brauerei, die Mutter als Putzfrau. Drei Geschwister. Die Miete für das kleine Vier-Zimmer-

Haus verschlingt ein Viertel des Familieneinkommens.

„Ein ganz normales Leben“, sagt Nkosi. Eine Gettobiographie: Ein Durchschnitts-Alltag – bis die Behörden Mieten und Bustarife erhöhten. Drei Jahre sammelten die Schwarzen von Tembisa ihre Wut, dann, 1981, beschloßen sie zu protestieren.

In der Nacht vor der hoffnungsvoll geplanten Demonstration wurden die Anstifter verhaftet. „Die Kundgebung fiel aus“, sagt Nkosi, „aber wir konnten doch nicht einfach nach Hause gehen.“

Vor der Polizeistation lieferten die am Protest gehinderten Schwarzen ihren schwarzen Aufpassern und deren weißen Oberaufpassern ein Gefecht. „Seitdem ist Tembisa mein Schlachtfeld.“ Sie warfen Flaschen und Steine, die Polizisten schossen mit Vogelschrot und scharfer Jagdmunition zurück. „Viele starben.“

Nkosi, damals 16, Zögling einer katholischen Gettoschule, war ein Widerstandskämpfer geworden.

Als 1983 Cosas gegründet wurde, der „Congress of South African Students“, galt Paul Nkosi als ihr Führer in Tembisa – auch wenn er gar kein Student war, sondern nur davon träumte, einmal Jura zu studieren.

Cosas forderte ein gerechtes Schulsystem für Schwarze, bessere Ausbildung von Lehrern und Schülern, das Verbot der körperlichen Züchtigung. Nicht nur

in Tembisa, in allen Townships probten die Schüler den Schulboykott. Sie blieben dem Unterricht fern, damit das Erziehungssystem geändert würde. „Wir standen auf dem Schulhof herum und redeten und redeten, und jeden Tag wurden wir wütender.“ Herumlungern und reden – das war ihr politischer Unterricht.

Vom Reden hatten sie bald genug: Lehrer wurden mit ihren eigenen Zuchtruten gezüchtigt. Die schwarzen Jugendlichen setzten die Bierhallen in Brand, in denen ihre Väter am Zahntag den Lohn versoffen. Sie zündeten die Lieferwagen aus Johannesburg an, die ihre Supermärkte mit überpreuerten Waren versorgten: „Wir stoppten die Autos und warnen den Fahrer. Wer nicht hielt, wurde gesteinigt.“ Dann kippten sie die Autos um und legten Feuer.

Im Februar 1985 wurde Paul Nkosi nach einem Feuerüberfall sieben Wochen eingesperrt, ohne Gerichtsverhandlung: „Mit 40 Männern, darunter Mörder, Straßenräuber und Einbrecher, in einer Zelle.“

Am 20. Juli, dem Tag der Verhängung des Ausnahmezustandes, befand sich Nkosi in einem Heer schwarzer Widerstandskämpfer, die in Cradock die Beerdigung von vier ermordeten schwarzen Bürgerrechtlern inszenierten. Nach Mitternacht stürmte die Polizei sein Haus. Da sie ihn nicht fand, nahm sie seinen Vater und dessen Bruder mit;

Nkosi und 16 seiner Freunde wurden im Morgengrauen auf dem Heimweg festgenommen.

Seine Erfahrungen wuchsen. Am John Vorster Square, dem Hauptquartier der SB, der Special Branch der Sicherheitspolizei, erlebte er, wie die weißen Herren den schwarzen Haß bekämpften: „Viele meiner Freunde verschwanden spurlos, sieben sind getötet worden.“

„Würdest du auch töten? Einen Polizisten etwa?“

„Warum nicht? Wir wissen, daß wir auf ihrer Liste stehen. Wir rechnen mit allem. Wir müssen uns wehren.“

„Aber“, sagt Paul Nkosi, an die Akazie im Zoo gelehnt wie irgendein schwarzer Müßiggänger, „wir setzen uns durch. Da sie Versammlungen und Kundgebungen verboten haben, bleibt uns nur der Kampf. Wir müssen unsere Gefühle eben im Kampf ausdrücken.“ Die Sicherheitspolizei, seiner Gefühle überdrüssig, sperrte ihn Anfang September wieder ein: ohne Begründung.

Seit am 3. September 1984 die neue Verfassung in Kraft getreten ist – sie schließt die schwarze 23-Millionen-Mehrheit aus dem politischen Leben des Landes aus –, nimmt der Kampf in den Townships kein Ende. Die Regierung der Nationalen Partei hat 47 000 Polizisten gegen die Rebellion in Marsch gesetzt. Die Hälfte davon sind Schwarze. In hochaufragenden Panzerwagen, Hippos genannt oder Zola Budd, nach der weißen südafrikanischen Läuferin, ziehen die Kommandos in den Bürgerkrieg.

In allen schwarzen Städten sind auch Soldaten stationiert, Mitglieder des scharf trainierten weißen 97 000-Mann-Heeres. Im ersten Jahr des Aufzugs starben beinahe 700 Schwarze. Noch immer sind 928 Menschen unter Ausnahmerecht in Haft. Louis Le Grange, der Minister für Recht und Ordnung, klagt, die Unruhen hätten für 93 Millionen Rand Sachschaden angerichtet.

Das Haus von Edward Kunene, beispielsweise, ist eine Ruine: Der schwarze Bürgermeister von Soweto ist abgebrannt: „Es waren Schulkinder, die nicht wußten, was sie taten“, sagt Kunene. Sein Befund ist so brav, wie die Regierung es von ihm erwartet: „Irregeleitete Schüler, verführt von Kommunisten, die aus sicheren Verstecken agitieren.“ Einer der Brandstifter wurde erwischt. „Warum hast du mein Haus angezündet?“ fragte ihn Kunene. „Und was hat er geantwortet? ‚Ich weiß es nicht!‘ hat er geantwortet.“

Hatte der Bürgermeister, seit 1984 im Amt, auf ein Glaubensbekenntnis gehofft, auf das „Eingeständnis“, „weil ich Marxist bin, weil der ANC“ – Nelson Mandelas Afrikanischer Nationalkongress – „mich entsandt hat“?

Kunene thront in einem dicken Sessel. Sein Amtszimmer, möbliert wie das Schaufenster eines Büroeinrichters, wirkt geisterhaft, eine gute Stube, in der nur an Festtagen registert wird.

Das neue Rathaus von Soweto, kaum ein Jahr alt und von der schwarzen Gemeinde bezahlt, ist eine mit Stacheldrahtwällen umgürtete Festung. Eine Trutzburg, kein Treffpunkt der Bürger.

Ausweiskontrollen, Leibesvisitationen, Polizei allerorten. Den Hilfesuchenden empfängt Mißtrauen und Angst. „Hier verteidigen wir unsere Leute“, sagt Kunene, „gegen die Regierung. Hier erforschen wir die Massen, um die Politik in Pretoria zu beeinflussen. Hier“, sagt er, und schwere Schweißperlen kullern über seine Backen, „verfolgen wir unseren Kurs. Es ist der Kurs der Freiheit. Die Unzufriedenheit wird bald behoben sein, denn die Polizei tut, was wir ihr befehlen.“

greise Stadtrat Manasse Ramaite leise: „Wenn Kunene draußen solche Reden führte, würde er erschlagen. Unsere Leute wissen, daß sie das Recht haben, anständig behandelt zu werden.“

Mbawakhe Kumalu, Dozent für afrikanische Sprachen an der Vista-Universität in Soweto, hat ein pädagogisches Beschwichtigungsmodell entwickelt. „Aufruhr und Unruhe“, sagt der gebildete Zululehrer, „all diese Unzufriedenheiten haben keine politischen Ursachen. Da ist Arbeitslosigkeit im Spiel, Langeweile, Abenteuerlust, Spaß an Provokation. Die jungen Leute sind anders als wir, sie sind furchtlos. Sie haben nichts zu verlieren, denn sie besitzen nichts, nicht einmal eine eigene Identität. Und mit den von Cosas gepredigten



Militanter Trauerzug: „Die Wut wird bis zum Tod anhalten“

Schwarze Politiker vom Schlag Kunene werden von den schwarzen Aufzählern als Kollaborateure verachtet, als Marionetten des Staatspräsidenten. P. W. Botha hatte 1983 begriffen, daß es klüger sei, den schwarzen Unmut gegen schwarze Verwaltungen zu lenken. Er ließ wählen: Zweifelhafte Wahlbeteiligung und zweifelhafte Mehrheiten erhoben zweifelhafte Gestalten zu zweifelhaften Ehren.

Sowetos Etat addiert sich aus Mieten, aus den Strom-, Wasser- und Transporttarifen. Alle Gebühren sind zu hoch. Und obwohl mitten im Getto ein Kohlekraftwerk mit vier Riesenschloten Tag und Nacht dampft und qualmt, kostet der Strom dreimal soviel wie in Johannesburg. In Soweto heizt und kocht man mit Kohle, sommers wie winters stehen beißende Rauchschwaden über der Stadt.

Durch die weiten Flure des Rathauses streifen Polizisten. Im Fahrstuhl sagt der

Parolen können sie sich endlich identifizieren.“

Eine kluge Analyse, die Kumalu befriedigt. Aber „leider kann ich das meinen Schülern nicht erklären, sie würden es nämlich nicht verstehen“. Sie würden es gar nicht hören. Denn seit Monaten bestreiten die schwarzen Vista-Studenten ihre von einem weißen Rektor geleitete Universität. Sie betreten die Hörsäle nicht mehr, was strafbar ist.

Auch Major Joel Zwani, ranghöchster schwarzer Polizeioffizier der Provinz Transvaal, ist auf „die sogenannten Studenten“ schlecht zu sprechen: „Sie bringen jeden von uns um, der ihnen nicht behagt“, sagt er hinter seinem mit den Landesfarben dekorierten Schreibtisch. Dennoch hat er sich ausgerechnet, daß die Revolution ein Mißerfolg wird: Die 367 Schulen in Soweto erziehen 250 000 Schüler, durchweg brave Kinder. Doch 5000 von ihnen sind Unruhestifter: „Die müssen wir ausmerzen! Wir müssen ver-

hindern, daß sie unser Land unregierbar machen, mit aller Gewalt“, sagt Zwani mit sanfter Stimme. Er ist seit 23 Jahren Polizist und wird niemals von seinem Amt zurücktreten, „wie es einige Schwarze dreist fordern“.

Doch in Soweto patrouillieren tagsüber nur weiße Polizeistreifen. Aus Furcht vor Attentaten auf ihre Häuser wagen sich Zwani und seine schwarzen Kollegen nur nachts auf die rauchdurchzogenen Straßen.

Der Widerstandsgeist weht der Polizei aus allen Ecken entgegen: Am 11. Juli wurde Fanie Guduka im Schwarzengetto Alexandra nachmittags gegen 15 Uhr auf der Straße festgenommen. Ein Trupp Polizisten sprang aus einem Hippo und zerrte ihn weg. Im Hauptquartier der Sicherheitspolizei

zwar gen sie ihn zu gestehen. Er gab zu, Steine auf ein Polizeiauto geworfen zu haben. Photos zeigten ihn in einer Straßenschlacht, triumphierend, lachend.

Seitdem ist er Gefangener am John Vorster Square, der zwölfstöckigen SB-Zentrale neben der Stadtautobahn. Seine Mutter durfte ihn weder besuchen noch frische Kleidung oder Essen schicken.

Fanie Guduka ist eingekerkert wie ein Staatsfeind. Die 11. Strafkammer des Johannesburgers Landgerichts lehnte mehrmals seine Entlassung gegen Kaution ab. Fanie Guduka ist elf Jahre alt.

Seine Mutter Beauty bewahrt in ihrer düsteren Hütte in Alexandra zwei Photos von ihm auf: ein hübscher kleiner Junge, der sich wünscht, Trompeter zu werden. Er wird sich verändert haben, wenn er heimkehrt in das Ein-Zimmerloch, durch dessen Dach der Regen rinnt. Ein Bett für die ganze Familie, fünf Geschwister schlafen auf dem Fußboden, auf drei Fetzen gelben Linolesums. Kein Licht. Aber die Kinder von Beauty Guduka lachen mit schimmernden Augen und starken weißen Zähnen.

Lesedi und Tamba: Sieger haben andere Gesichter, doch wie Verlierer sehen sie nicht aus. Sie sind müde, hungrig.



Soweto-Bürgermeister Kunene
„Warum hast du mein Haus angezündet?“



Polizei-Major Zwani
Nur nachts auf Streife

Seit wie vielen Tagen verbringen sie ihr Leben auf der Flucht, im Untergrund, dem neuen Getto?

Zwei junge schwarze Männer, mißtrauisch, den Aufenthalt öfter wechselnd als die Kleidung. Ihr Blick so stumpf, daß er niemandes Blick berührt.

Für Lesedi und Tamba zählt nicht das Vergangene, sondern das Kommende: Wann endlich? Wie lange noch? Ihre Antwort heißt Geduld. „Es ist ein langer Prozeß“, sagen sie, „bis sich Südafrika geändert haben wird.“ Bis sie Südafrika geändert haben werden.

Nun betäuben sie Hunger, Erschöpfung und Ungeduld mit Worten. Auch Lesedi und Tamba haben sich hinter Kriegsnamen versteckt, Masken, sie sollen Verfolger irreführen und dennoch ihr Schicksal für einen flüchtigen Moment benennbar machen. Ihre alte Identität haben sie, beide 26, im Vaal-Dreieck zurückgelassen, 100 Kilometer südlich



Universitätsdozent Kumalu
„Die jungen Leute sind furchtlos“

von Johannesburg. Dort werden ihre Lebensläufe von der Polizei verfolgt.

Am 3. September 1984 jagten Lesedi und Tamba inmitten einer wütenden Menge die schwarze Verwaltung von Sebokeng aus der schwarzen Stadt. Die Polizei schlug zurück. „Viele starben.“

Der Aufruhr richtete sich gegen die Erhöhung der Mieten „und war der allererste im Land“. Der Nullpunkt eines heillosen Kreislaufes. Fünfzehn Menschen, die nächsten Freunde von Lesedi und Tamba, wurden erschossen. Auf ihrer Beerdigung trauerte der Widerstand: Die Polizei, 300 Mann, zerschlug die verbotene Demonstration.

Lesedi erinnert sich: „Einer von uns verbarg sich in einem offenen Grab, er zitterte vor Angst. Polizisten entdeckten ihn und beschossen ihn von oben mit Tränengas. Als er rausklettern wollte, wurde er zurückgestoßen und getötet.“

Tamba: „Als ich das sah, wurde ich so wütend, daß meine Wut bis zu meinem Tod anhalten wird. Diese Wut gibt mir die Kraft zu kämpfen.“

Lesedi: „Ich habe mir überlegt, was in mir vorgeht. Reagiere ich auf Gewalt? Nein! Ich war schon immer voller Zorn, denn schon immer hatte ihre Gewalt mein Leben beeinträchtigt.“

Lesedi und Tamba sind Studentenführer, obwohl auch sie nie eine Universität besucht haben. Die Regierung läßt es nur selten zu, daß aus schwarzen Schülern schwarze Studenten werden und aus schwarzen Studenten schwarze Anwälte, Ärzte oder Ingenieure. So ist Student eine Ehrenbezeichnung geworden, der Ausweis einer amtlich verfügbaren Behinderung.

Statt Arzt zu werden, arbeitete Lesedi als Pfleger in einer Klinik. Er sah zu, wie Tag für Tag 40 Kinder an Unterernährung starben. Die Kinder kamen aus den Slums von Evaton, einer illegalen Ansiedlung schwarzer Wanderarbeiter am Rand von Sebokeng. Die Väter arbeitete



Widerstandskämpfer Tamba, Lesedi: „Wir sind alle Comrades“

ten auf den Erdnußfeldern, die Mütter bettelten, die Kinder verhungerten.

Tamba, nervös, zerbrechlich, war drei Jahre auf Robben Island eingekerkert, der Gefängnisinsel vor der Kap-Küste, verurteilt wegen Brandstiftung. Hat er Feuer gelegt? Tamba lacht. „Die Leute haben das Feuer gelegt!“ Alle haben Feuer gelegt – „der Widerstand ist der Kampf von uns allen“.

Alle werden von der Polizei verfolgt, „wir sind Genossen, Comrades“. Wer sich verstecken muß, schläft mal eine Nacht im Busch, die nächste Nacht bei Freunden, die dritte in einem Zug. Ihre Freunde erkennen sie durch die Anrede: Comrade meint eher Kamerad als Genosse. Erkennungszeichen ist auch jener afrikanische Gruß, bei dem sich erst die Handflächen berühren; dann bilden die verschlungenen Finger eine verschwörerische Doppelfaust.

Die erhobene Rechte, die Finger zur Faust geballt, ist ein afrikanisches, kein kommunistisches Signal. Für die Mehrheit der Schwarzen ist der von Botha verteilte Kommunismus nicht mehr als ein weißes Gespenst: Wenn der Präsident der Weißen sich davor fürchtet, muß es auf ihrer Seite stehen. „Was Botha Angst macht, ist gut für uns.“

Lautsprecherprobe auf der Beerdigung der ermordeten Bürgerrechtlerin Victoria Mxenge: „Viva Mandela!“ „Viva ANC!“ antworten 15 000, im Staub eines Ciskei-Dorfes tanzende und singende Trauergäste mit hochgereckten Fäusten. „Viva Mandela, stop Apartheid, stop killing our people!“

Im Schutz solch militanter Trauer tauchen die Verfolgten aus dem Untergrund auf. Hier kann Zwandele, 27, früher Präsident der schwarzen Studentenorganisation Azaso, die keine weißen Mitglieder duldet, seine Gefühle ausdrücken. „Pretoria hat von Hitler gelernt“, sagt er, „unsere Leute sterben nicht mehr im Gefängnis, sie werden auf der Straße ermordet oder sie verschwin-



Widerstandskämpferin Doris Masenya
„Als ob sie 1000 Nadeln in dich jagen“

den. Vielleicht überfällt die Polizei schon die nächste Beerdigung mit Bomben und löscht uns alle aus.“

Zwandele ist abgemagert von der Hetze der ewigen Flucht: „Wir können uns keine Privatarmee leisten, wir können keinen Waffenschein beantragen. Obwohl wir schwach sind, müssen wir die Regierung so stark unter Druck setzen, daß sie zum Krüppel wird.“

Jabu Ngwenya, 29, ohne Beruf, ist Schatzmeister des Befreit-Mandela-Komitees. Sein Gesicht trägt die Spuren von acht Einkerkierungen, seine Seele auch.

1978, im Gefängnis der Protea-Polizeistation in Soweto, „strangulierten sie meine Hoden mit Draht, drei Tage und

drei Nächte. Ich mußte im Stehen schlafen“. Er sollte falsche Informationen über die katholische Kirche liefern.

1984 erfuhr er erstmals psychiatrische Behandlung. Seither lebt er in Deckung, wie ein wildes Tier. „Die Flucht ist Teil meines Kampfes“, sagt er. Er spricht leise und konzentriert. Sein Körper ist krank, doch sein Geist ist voller Hoffnung. „Die Regierung hat die Kontrolle verloren. Die Lage wird sich von Woche



Häftlingsmutter Beauty Guduka
Ein Eifjähriger als Staatsfeind

zu Woche verschlimmern. Wir werden nie wieder ruhig werden. Wir sind nicht von außen zur Wut angestiftet, es ist unser eigener Zorn, der uns treibt.“

„Erst wenn Botha die Apartheid aufhebt, geben wir nach“, sagt Jabu, er lächelt, sein Gebiß ist löchrig, Polizisten haben ihm viele Zähne ausgeschlagen.

Der weiße Terror hat die Schwarzen jahrzehntlang daran gehindert, Selbstvertrauen, Bewußtheit und Geistesstärke zu entwickeln. Dennoch beginnt die Gegenkultur zu wachsen. Baby Gyawa, 26, Frauenrechtlerin in Transvaal, wurde mit 16 Jahren 18 Monate lang eingesperrt. Sie hatte für das Recht schwarzer Frauen auf Arbeit demonstriert. Jetzt wartet sie tagtäglich auf ein Polizeikommando. Am liebsten würde sie in der Uni schlafen, daheim fühlt sie sich „ausgesetzt wie auf der Straße“. Daß sie mit 26 noch ohne Examen in Sozialwissenschaft ist, beschämt sie, „aber das ist unser Alltag. Sie sperren dich ein und stehlen dir die Zukunft“.

„Du mußt dich wehren, das gibt dir Kraft“, sagt Doris Masenya, 25, Sozialarbeiterin mit ersten Erfahrungen im Gefängnis von Soweto, „Sun City“ ge-

nannt. Doris, schmal, kränkelnd, hat die 13 Tage ihrer Haft beschädigt an Leib und Seele hinter sich gebracht. „Ich habe nichts getan“, ruft sie mit dünner angestrengter Stimme. „Ich habe nur zwei Busse für Cradock bestellt, und deshalb haben sie mich gefoltert.“

Sie erzählt ihre Passion, Stunde für Stunde, Schlag für Schlag. Um ihr das Geständnis zu entlocken, sie habe im Auftrag des ANC 60 Leute zusammengetrommelt, wurde sie tagelang gemartert. Wenn sie im Verhör umkippte, trommelten die Polizisten Doris die gelben Seiten des Johannesburger Telefonbuches auf den Kopf: „Wer hat dich angestiftet?“

„Niemand.“ Ein Schlag.

„Seit wann bist du beim ANC?“

„Da war ich nie.“ Ein Schlag.

„Ihr seid alle Terroristen!“ Mit roten Gesichtern, brüllend und schwitzend, hämmerten die weißen Polizisten in ihr Gesicht. Am vierten Tag des Verhörs fühlte Doris sich sterbenskrank. Zwei schwarze Polizisten stülpten ihr einen Sack über den Kopf und hieben ihr mit Handkanten ins Gesicht.

Dann kam ein Arzt. Wieder steckten sie ihren Kopf in den Sack, der „Arzt“ preßte zwei Gegenstände an ihre Ohren, und plötzlich schoß Strom durch ihren Körper. „Es ist, als ob sie 1000 Nadeln in dich jagen“, sagt Doris.

Sie sitzt im Wohnzimmer ihres Häuschens in Diepkloof, einem Stadtteil von Soweto. Doris, von Alpträumen heimgesucht, weint mit ihrer dünnen Stimme: „Jetzt weiß ich, mit wem ich es zu tun habe.“ Dann lacht sie: „Das war trotzdem eine gute Erfahrung.“

Soweto – wie Geschwüre bedecken kleine schwarze Häuser die Hügel. Roter Staub wirbelt durch die Straßen. Es stinkt, selbst bei stechendem Sonnenschein, nach Kohlenrauch. Winnie Mandelas Zuflucht ist ein altes Eckhaus in Orlando West. In dem kleinen Regal neben dem Flur stehen noch die in Plastikfolie gebundenen Handbücher des Anwalts Nelson Mandela.

Aus Winnie, das Gesicht von Tränen aufgeschwemmt, spricht die Stimme des geistigen Widerstands. Einmal im Monat darf sie ihren seit 23 Jahren eingesperrten Mann in Pollsmoor besuchen, neuerdings darf sie sogar seine Hand berühren.

An diesem Morgen spricht Winnie wie in Trance. „Wir können unsere Leute nicht hindern, auf Gewalt mit Gewalt zu antworten, das sagte Nelson schon 1964. Wir werfen Steine, weil sie auf uns schießen. Pretoria kennt nur die Sprache des Terrors. Es ist zu spät. Nelson, auch wenn er freigelassen würde, könnte nichts mehr ändern.“

„Zur Hölle mit der Bibel“, sagt Winnie Mandela. „Von nun an halten wir nicht mehr die linke Backe hin, wenn sie uns schlagen, wir schlagen zurück. Die Afrikaander werden bis zum letzten Mann kämpfen. Die Schwarzen auch.“ ♦

Hundert Gedanken zum Kauf einer Küche.

37. Folge: **Mehr und mehr Männer entschließen sich, ihren Frauen beim Kochen zu helfen. Indem sie eine bulthaup-Küche kaufen.**

bulthaup küche

Küchen, wie sie im Buche stehen, finden Sie im großen bulthaup-Küchen-Buch. Es zeigt Ihnen die neuesten Küchen-Designs, gibt Ihnen architektonische Anregungen und eine Fülle praktischer Tipps. Kostantlos. Postkarte an: bulthaup, D-8318 Aich, Telefon (0874) 780-0. Österreich: Lackmayer + Jannach, Humboldtstr. 18, A-8010 Graz, Telefon (031) 7653341. Schweiz: Vorplan AG, Bestmosenstr. 7, CH-8602 Zürich, Telefon (01) 2020984.

Wo Zweckmäßigkeit

und gute Form gefordert werden,

zeigt Holz seine Überlegenheit.

Hallenbauten aus Holz. Gute Gründe sprechen dafür.

- 1 Hochwertige Konstruktionen aus heimischem Nadelholz
- 2 Geringes Gewicht – hohe Tragfähigkeit. Stützenfreie Spannweiten bis über 100 m
- 3 Industrielle Vorfertigung – kurze Montagezeiten
- 4 Feuerwiderstand: Feuerhemmend F 30-B nach DIN 4102
- 5 Keine Wartungskosten unter Dach – keine Korrosion – hohe Wirtschaftlichkeit
- 6 Vielfalt in Konstruktion und Gestaltung
- 7 Gute, natürliche Atmosphäre durch Holz
- 8 Besondere Sicherheit: Holzleimbau mit RAL-Gütezeichen

Unsere Fachleute beraten Sie firmenneutral und kostenlos.

Arbeitsgemeinschaft Holz e. V.
Füllenbachstraße 6, 4000 Düsseldorf 30
Tel. 02 11/43 46 35

